

# Poetologie der Namen

## Zur Metaphysik der Onomastik bei Proust und Mallarmé

GERNOT KAMECKE

Mais si ces noms absorbèrent à tout jamais  
l'image que j'avais de ces villes, ce ne fut qu'en  
la transformant, qu'en soumettant sa réappa-  
rition en moi à leur lois propres.

Marcel Proust, »Noms de pays: le nom«

An den Grenzen zwischen Wachheit und Schlaf halten dem volatilen Bewußtsein des Träumenden die Namen der Dinge ihren Gegenstand eindrücklicher, schöner und wahrer vor Augen, als es der Wirklichkeit entspricht. Schon als Kind wird Marcel, dem Erzähler aus Prousts monumentalem Romanwerk *A la recherche du temps perdu*,<sup>1</sup> der verheißungsvolle Klang offenbar, den die Namen bestimmter Personen, Landschaften und Städte tragen. Der werdende Schriftsteller, der die Erinnerungen der Kindheit reflektiert, gelangt zu der Erkenntnis, daß sich diese lautliche Verheißung durch die Bedeutungsfülle in dem Maße steigert, wie sich die Realität der Individuen oder der Orte der tatsächlichen Kenntnis entzieht und der bloße Klang der Namen das große Assoziationsspektrum eines rein musikalischen Vorstellungsbildes erzeugt. Die Faszination der Eigennamen ist in der *Recherche* ein durchgängiges Motiv der Erzählung. Sie stellt nicht nur einen Gegenstand der ästhetischen Reflexion über die Bezeichnungsgewalt der Sprache dar, ihre literarische Ins-Werk-Setzung – im Spiel zwischen der Schriftstellerfigur und dem Homonym des Autors – ist von *Combray* bis *Le temps retrouvé* zudem eines der wesentlichen narrativen Strukturmomente des Romans insgesamt. Nicht zuletzt aus diesem Grunde gibt es in der Literatur des 20. Jahrhunderts wohl kaum eine Romanhandlung, deren fiktive Orte – Combray, Balbec – und Personen – Gilberte, Albertine,

---

<sup>1</sup> Marcel Proust, *A la recherche du temps perdu* (1913–1927), 4 Bde., hg. von Jean-Yves Tadié, Bibliothèque de la Pléiade, Paris: Gallimard 1987–1989 (in der Folge: ARTP). Deutsche Übersetzung: *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, 7 Bde., aus dem Französischen übers. von Eva Rechel-Mertens, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1981–1984 (in der Folge: SVZ). Im Text wird der Titel traditionell mit *Recherche* abgekürzt.

Swann, Charlus, Saint-Loup – so berühmt sind wie diejenigen der Welt des Marcel Proust.

Die sprachliche Reflexion über die Funktion der Eigennamen, die sich bei Proust als ein Kernproblem des literarischen Schaffens erweist, ist der Gegenstand einer Poetik, die sich in die Epoche der »crise du langage« im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert einschreibt.<sup>2</sup> Die »Krise der Sprache«, die im deutschen Sprachraum vor allem durch den Chandos-Brief von Hugo von Hofmannsthal aus dem Jahre 1902 zum Ausdruck kommt,<sup>3</sup> geht auf der französischen Seite auf die ebenso profunden Zweifel an den »ins Bodenlose führenden« Worten der Sprache zurück, wie es der Dichter Stéphane Mallarmé in der kleinen Schrift »Crise de vers« ausgedrückt hat: »La littérature subit ici une exquise crise, fondamentale.«<sup>4</sup> Gegenstand dieser Krise, die sich insofern als kostbar erweisen sollte, als die genannten Autoren heute einem goldenen Zeitalter der Literatur zugeschrieben werden, ist die Erschütterung der überkommenen Grundfesten der im wesentlichen noch aus einer Prägung der scholastischen Philosophie heraus entstandenen Sprachwissenschaften des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Als Kehrseite nämlich zur Autonomiebewegung der modernen Literatur, die mit dem *L'art pour l'art* bei Victor Hugo und Théophile Gautier ebenfalls in Frankreich ihren Ausgangspunkt fand, spitzte sich um das Jahr 1900 die wissenschaftliche Skepsis in bezug auf die Sprache als das der Literatur zugrunde liegende Material in solcher Weise zu, daß die alte Frage (des Platon und des Priscian) nach dem Verhältnis zwischen den Zeichen und der Welt mit historisch-empirischen und später logisch-positivistischen Argumenten für abschließend unlösbar erklärt wurde. Marcel Proust entwickelt seine Poetik der Namen zeitgleich mit dem Durchbruch der strukturalistischen Linguistik, deren Lehre von der »Arbitrarität sprachlicher Zeichen«<sup>5</sup> den

<sup>2</sup> »Le nom se trouve chez Proust au carrefour du rêve, du réel, du désir et de la littérature, il est à la fois le principe d'une poésie et l'enjeu d'une poétique qui s'inscrit dans la crise du langage au tournant de la modernité.« Annick Bouillaguet und Brian G. Rogers, Dictionnaire Marcel Proust, Paris: Champion 2004, S. 691: »Im Namen treffen sich bei Proust der Traum, die Wirklichkeit, das Begehren und die Literatur. Der Name ist zugleich das Prinzip einer Dichtung und der Gegenstand einer Poetik, die sich in die Sprachkrise am Wendepunkt der Moderne einschreibt.« Übers. G.K.

<sup>3</sup> Hugo von Hofmannsthal, »Ein Brief des Lord Chandos an Francis Bacon« (1902), in: ders., Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Prosa II, hg. von Herbert Steiner, Frankfurt am Main: Fischer 1976, S. 7–20.

<sup>4</sup> Stéphane Mallarmé, »Crise de vers« (1886–1892–1896), in: ders., Œuvres complètes, hg. von Henri Mondor und G. Jean-Aubry, Bibliothèque de la Pléiade, Paris: Gallimard 1945, S. 360–368, hier S. 360. »Die Literatur erleidet eine kostbare, fundamentale Krise.« Stéphane Mallarmé, »Verskrise«, in: ders., Sämtliche Dichtungen. Zweisprachige Ausgabe, aus dem Französischen übers. von Carl Fischer und Rolf Stabel, München: DTV 1995, S. 277–288, hier S. 278.

philosophischen Traum von einer kohärenten semiologischen Korrespondenztheorie zerstören mußte.

Der Moment der Konfrontation in dieser historischen Koinzidenz zwischen einer literarischen Poetik, die ihr Vertrauen in den ontologischen Status der Worte – bei Mallarmé im Gedicht und bei Proust im Roman – zum künstlerischen Schaffensprinzip erklärt, und einer Wissenschaft, die ihre epistemologische Stringenz daraus bezieht, daß sie genau diesen Status analytisch in Frage stellt, läßt sich am eindrucklichsten am Beispiel der Onomastik darlegen. Die Namen, genauer die Eigennamen oder Individualbegriffe, die in der logischen Semantik unter den ›singulären Termini‹ gefaßt werden, erweisen sich der hier zu erörternden These zufolge als der besondere Einsatz, durch den die sprachphilosophische Differenz zwischen wissenschaftlicher Theorie und künstlerischer Praxis in dieser Gründerzeit zwischen 1875 und 1925 virulent wird. Die Namen offenbaren das linguistische Problem und zugleich die poetologische Hoffnung einer bestimmbareren Beziehung zwischen den Worten und den Dingen.

### 1. *Namen der Literatur: Marcel Proust*

Prousts *Recherche* ist die inzwischen prototypisch gewordene »Geschichte einer Schrift« (*histoire d'une écriture*),<sup>6</sup> d. h. ein Werk, das auch den eigenen Herstellungsprozeß zum Inhalt hat. In ihm exploriert der Autor Marcel Proust die Möglichkeiten literarischer Wirklichkeitserfahrung durch die dramatische Inszenierung des Lebens eines Schriftstellers, der im Begriff ist, einen Text zu schreiben, dessen Worte die Kraft verblassender Erinnerungen an die Kindheit und die Liebe zu bewahren suchen. Nach vielen Jahren immer wieder abgebrochener Versuche gesteht der Schriftsteller sein Scheitern ein. Das Resultat dieses Scheiterns – »die Transformation der Leiden eines Menschen in einen literarischen Text«<sup>7</sup> – entspricht einem mehr als 2500 Seiten star-

<sup>5</sup> Ferdinand de Saussure, *Cours de linguistique générale* (1916), hg. von Charles Bally, Albert Sechehaye und Tullio De Mauro, Paris: Payot 1998.

<sup>6</sup> Roland Barthes, »Proust et les noms« (1967), in: ders., *Le degré zéro de l'écriture suivi de Nouveaux essais critiques*, Paris: Seuil 1972, S. 121–134, hier S. 121.

<sup>7</sup> »Étudier Marcel Proust, sa vie, son œuvre, c'est rendre la relation entre ces deux mots ironique, puisque l'on suit la destruction d'un homme et la construction d'un livre, la métamorphose d'un homme en roman«. Jean-Yves Tadié, »Introduction générale«, *ARTP I, S. IX–CVII* hier S. X: »Marcel Proust zu studieren, heißt das Verhältnis zwischen ›Leben‹ und ›Werk‹ ironisch zu fassen, denn man folgt der Zerstörung eines Menschen und der Herstellung eines Buchs, der Metamorphose eines Menschen in einen Roman.« Übers. G. K.

ken Roman (die *Esquisses* und die Vorläufer *Jean Santeuil* und *Contre Sainte-Beuve* nicht einrechnet), dessen materielle Bearbeitung und stetes Umformulieren insbesondere am Ende von *Albertine disparue* und *Le temps retrouvé* auch ein Kampf gegen die verbleibende Lebenszeit des 1922 gestorbenen Autors war.<sup>8</sup>

Im Zentrum dieser existentiellen Dialektik zwischen dem Roman, der (aus der Sicht der Schriftstellerfigur) die Welt zu erfassen sucht, und der Welt, die (aus der Sicht des Autors) zum Roman wird, steht das Problem der Zeit und der sprachlichen Repräsentation ihres Einflusses auf die Unwägbarkeiten der Erinnerung. Die Spaltung zwischen *mémoire volontaire* und *mémoire involontaire*, die laut der ersten Selbstanzeige Prousts der gegen Bergson gerichtete Ansatzpunkt seiner literarischen Ästhetik ist,<sup>9</sup> findet sich auf der Ebene der Erzählung in den vermeintlich chaotischen Zeitfolgen wieder, von denen die Gedankensprünge des durch bildliche, auditive oder olfaktorische Eindrücke (*impressions*) überwältigten Erzählers zeugen. In Ermangelung einer Chronologie strukturiert die Sprache selbst den Fortgang der Erzählung als eine »Masse aneinandergefügter Erinnerungen«.<sup>10</sup> Der Klang der Worte als Reminiszenz des lebendigen Hauchs einer benennenden Stimme hält dabei den Verlust des Sinnes durch die schwere Materialität der Schriftzeichen in Grenzen, wenn er das Unfaßbare zu beschreiben sucht. Am unfaßbarsten ist für den Heranwachsenden der Name der ersten, unerfüllten Liebe. Die Erinnerung an den Moment seiner Kindheit, als der Erzähler zum ersten Mal hörte, wie jemand das rothaarige Nachbarmädchen, das er heimlich bewunderte, mit dem Namen »Gilberte« angerufen hatte, sind der Anlaß für

<sup>8</sup> Das dialektische Verhältnis zwischen den Ebenen des Autors und der Schriftstellerfigur, die an der Homonymie des Namens Marcel festgemacht wird, ist zum klassischen Topos der Proust-Interpretation geworden: Vgl. z. B. Ernst Robert Curtius, Marcel Proust (1925), Bern: Francke 1952; Hans Robert Jauß, Zeit und Erinnerung in Marcel Prousts »A la recherche du temps perdu«. Ein Beitrag zur Theorie des Romans (1955), Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986; Leo Bersani, Marcel Proust, The Fictions of Life and of Art, New York: Oxford University Press 1965; Jean-Yves Tadié, Proust et le roman (1971), Paris: Gallimard 1986.

<sup>9</sup> »Mon œuvre est dominée par la distinction entre la mémoire involontaire et la mémoire volontaire, distinction qui non seulement ne figure pas dans la philosophie de M. Bergson, mais est même contredite par elle.« Marcel Proust, Interview, in: Le Temps (12. November 1913), in: ders., Contre Sainte-Beuve, Pastiches et mélanges, Essais et articles, hg. von Pierre Clarac und Yves Sandre, Bibliothèque de la Pléiade, Paris: Gallimard 1971, S. 557–559, hier S. 558. »Mein Werk wird durch die Unterscheidung zwischen *mémoire involontaire* und *mémoire volontaire* bestimmt, eine Unterscheidung, die in der Philosophie von Herrn Bergson nicht nur nicht vorkommt, sondern derselben auch klar widerspricht.« Übers. G. K.

<sup>10</sup> Proust, »Combray«, in: ders., Du côté de chez Swann I, ARTP I, S. 3–184, hier S. 184; dt. ders., »Combray«, in: ders., In Swanns Welt I, SVZ I, S. 7–248, hier S. 247.

die ›theoretischen‹ Überlegungen zur Onomastik im dritten Teil von *Du côté de chez Swann*:

Ce nom de Gilberte passa près de moi, évoquant d'autant plus l'existence de celle qu'il désignait qu'il ne la nommait pas seulement comme un absent dont on parle, mais l'interpellait; il passa ainsi près de moi, en action pour ainsi dire, avec une puissance qu'accroissait la courbe de son jet et l'approche de son but; – transportant à son bord, je le sentais, la connaissance, les notions qu'avait de celle à qui il était adressé, non pas moi, mais l'amie qui l'appelait, tout ce que, tandis qu'elle le prononçait, elle revoyait ou du moins, possédait en sa mémoire [...].<sup>11</sup>

Der Name ›Gilberte‹ wird hier selbst – als solcher – zum Gegenstand der Erinnerungsbeschreibung. Die Kennzeichnungen, die seiner Charakterisierung zukommen, weisen ihm eine anthropomorphe, dem Gegenüber in personalisierter Form »näher kommende« Eigenschaft zu. Der Eigenname hat eine ganz eigene Kraft. Seine Energie, die durch den Atem der ihn laut ausrufenden Person eingespeist wird, wirkt unmittelbar auf den Hörenden ein. So kurz der Klang des Namens ertönt, das schrille I zwischen den weichen Konsonanten G und L, und nach dem harten Konsonanten T mit einem sanft gesprochenen E abebbt, für Marcel ist der Nachhall dieser besonderen Buchstabenkombination (die im Verlauf der Erzählung eine musikalische *Auflösung* im Namen der noch tragischeren Liebe »Albertine« erfährt) gleichbedeutend mit der Unerreichbarkeit des Gegenstands. Verstummt der Name, stirbt das Objekt. Zugleich hat der Name aber die faszinierende »Macht«, gerade im Moment des Ausgehauchtwerdens all die Erinnerungen und intimen Eigenschaften der angerufenen Person in sich aufzunehmen und für den Moment des erneuten Rufens zu bewahren.

Die »unmittelbare Expressivität«<sup>12</sup> des Eigennamens wird hier durch die Situation der Distanz, d. h. der Beobachtung eines Akts der Benennung durch einen entfernten (vor unerklärter Leidenschaft zu letzterem vergehenden) Dritten, auf schmerzvolle Weise vor Augen geführt. Sie ist

<sup>11</sup> Proust, »Noms de pays: le nom«, in: ders., *Du côté de chez Swann* III, ARTPI, S. 376–420, hier S. 387. »Der Name Gilberte klang neben mir auf und rief mir um so mehr die Existenz der durch ihn bezeichneten Person in die Erinnerung zurück, als er sie nicht nur wie eine Abwesende, von der die Rede ist, benannte, sondern unmittelbar ihr selber galt; der Name traf mich dadurch in voller Aktion und mit einer Kraft, die in der Kurve seines Fluges wuchs, je näher er dem Ziele kam – in sich aber trug er wie das Schiff seine Ladung alle Vorstellungen von der, der er galt, nicht die meinen, sondern die der Freundin, die sie gerufen hatte, alles, was sie beim Aussprechen dieses Namens vor sich sah oder doch wenigstens im Gedächtnis hegte«. Ders., »Ortsnamen – Namen überhaupt«, in: ders., *In Swanns Welt* III, SVZ I, S. 505–564, hier S. 521.

<sup>12</sup> Salah Khan, »L'onomastique ouverte de Proust dans ›Noms de pays: le nom‹«, in: *French Forum* 30/3 (2005), S. 57–74, hier S. 61.

für den Erzähler Anlaß seiner Reflexion über jenes flüchtige »Etwas«, das nach der (fremd gehörten) ersten Benennung bewahrt wird. Marcel untersucht die Möglichkeiten, die ihm, dem Hörenden, bleiben, um dafür Sorge zu tragen, daß der genannte Gegenstand sich in der Folge eines erneuten Aufrufens tatsächlich mit allen erträumten Eigenschaften wieder manifestiert. Hier offenbart sich jedoch ein Konflikt zwischen dem durch das Gefühl (insbesondere die Liebe) gespeisten Vertrauen auf die Kraft der Anrufung – *invocatio* – durch den dem geliebten Objekt »eigenen« Namen und einer offenkundigen »referentiellen Illusion«,<sup>13</sup> daß dieser Name jemals dem Objekt gleichkommen könnte. Diese Illusion wird dem Erzähler von »Noms de pays: le nom« durch ein ebenso schmerzhaftes Gefühl bewußt, als er verzweifelt »unendliche Seiten« seiner *Cahiers* mit den bloßen Buchstaben des Namens GILBERTE anfüllt und bemerkt, daß er dadurch die Präsenz der wiederholt genannten Person nicht wiederherstellen kann, sondern nur seine eigene verzehrende Liebe zum Ausdruck bringt, von der das Objekt selbst unberührt bleibt:

Certes, à toutes les pages de mes cahiers, j'écrivais indéfiniment son nom [...], mais à la vue de ces lignes que je traçais sans qu'elle pensât pour cela à moi [...], je me sentais découragé parce qu'elles ne me parlaient pas de Gilberte qui ne les verrait même pas, mais de mon propre désir qu'elles semblaient me montrer comme quelque chose de purement personnel, d'irréel, de fastidieux et d'impuissant.<sup>14</sup>

Ohne die Kraft der Anrufung, die mit der Mächtigkeit der Bewahrung des »köstlichen Hauchs« (*émanation délicieuse*) einhergeht, wiederholen die bloßen Zeichen, die materiellen Bestandteile des Namens, selbst nur den Tötungsakt der ausgehauchten Präsenz. Für den Autor erweist sich das Dilemma des »aktiven Verhältnisses zwischen Signifikant und Signifikat«<sup>15</sup> als ein ästhetisches Problem (zwischen überbordender Expressivität und dieselbe niemals einholender Referentialität), das er dialektisch zu lösen sucht. Auf der einen Seite steht der Klang des Namens, auf der anderen das Bild des benannten Gegenstands. Im

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Proust, »Noms de pays: le nom«, ARTP I, S. 393. »Gewiß, ich schrieb unzählige Male ihren Namen [...] auf alle Seiten meiner Hefte, aber beim Anblick dieser verschwommenen Linien, die ich zog, ohne daß sie deswegen auch nur im geringsten mehr an mich dachte [...], fühlte ich mich entmutigt, weil sie mir nicht von Gilberte sprachen, die sie nicht einmal sehen würde, sondern von meinem Verlangen nach ihr, das sie mir als etwas bloß Subjektives, Irreales, Ödes, Ohnmächtiges zeigten.« Ders., »Ortsnamen – Namen überhaupt«, SVZ I, S. 529.

<sup>15</sup> Gérard Genette, »Proust et le langage indirect«, in: ders., *Figures II*, Paris: Seuil 1969, S. 223–294, hier S. 233.

Gegensatz zu den »gewöhnlichen Wörtern« (oder generellen Termini), die ebenso gewöhnliche und eindeutige Bilder erzeugen – »comme celles que l'on suspend aux murs des écoles pour donner aux enfants l'exemple de ce qu'est un établi, un oiseau, une fourmilière« –, bleiben die Bilder der Eigennamen undeutlich und lassen die Assoziation zwischen der Farbe des Bildes und der Farbe des Klangs in der Schwebe: »Mais les noms présentent des personnes – et des villes qu'ils nous habituent à croire individuelles, uniques comme des personnes – une *image confuse* qui tire d'eux, de leur sonorité éclatante ou sombre, la couleur dont elle est peinte uniformément [Herv., G.K.]«.<sup>16</sup>

Der Versuch einer dialektischen Auflösung besteht darin, die Unbestimmtheit – *la confusion* – des durch den Eigennamen evozierten (d.h. nur konnotierten und eben nicht denotierten) Bildes ästhetisch in die der *Recherche* zugrunde liegende Gedächtnistheorie einzubetten. Wie Proust in seinem Vorwort zu *Contre Sainte-Beuve*, welches zu den wenigen einschlägigen, auf die Themen des großen Romans vorgehenden Texten des Autors gehört, in einer für ihnen seltenen theoretischen Bestimmtheit ausführt,<sup>17</sup> ist die Eigenmächtigkeit der Bilder, denen der Klang der Namen nur ein akustisches Pendant entgegenzusetzen weiß, ein besonders prägnantes Beispiel für das grundlegende und uneinholbar tragische Verhältnis, welches das Bewußtsein (im Medium der Sprache) zur Vergangenheit erlebter Ereignisse unterhält. Dem Subjekt, d.h. dem Schriftsteller, der die Kräfte-Relation zwischen dem Gefühl und dem ihm unterlegen erscheinenden Verstand analysiert,<sup>18</sup> kommt dabei eine besondere Rolle zu. Alles, was je für einen Moment erlebt wird, denkt Marcel (gemäß seiner Augustinischen Empfindung), geht in der Zeit verloren. Durch den Verlust transformiert sich das Erlebte in ein Bild, dessen sinnliche Eigenschaften – Farben, Formen, Klänge, Gerüche, Geschmack – undeutlichere und für das Subjekt schwerer in der Sprache reproduzierbare Ausmaße annehmen, je stärker der die

<sup>16</sup> Proust, »Noms de pays: le nom«, ARTPI, S. 380. »Die Wörter führen uns von den Dingen ein kleines, deutliches, landläufiges Bild vor Augen, wie man sie an die Wände eines Schulzimmers hängt, um den Kindern zu zeigen, was eine Hobelbank, ein Vogel, ein Ameisenhaufen ist [...]. Die Namen aber geben uns von den Personen – und von den Städten, die sie uns verleiten für originell und einzigartig wie Personen zu halten – ein unbestimmteres Bild, das sich aus ihrem lebhaften oder dumpfen Klang in einer Tönung färbt, in der es dann durchweg gehalten ist«. Ders., »Ortsnamen – Namen überhaupt«, SVZ I, S. 512–513.

<sup>17</sup> Eine solch explizite theoretische Ausführung ist für die *Recherche* in der Tat sehr selten. Im letzten Band wird ein Roman, der eine zu offenkundige Theorie enthält, mit einem Gegenstand verglichen, an dem noch das Preisschild hängt. Vgl. Marcel Proust, *Le temps retrouvé*, ARTP IV, S. 461; dt. d. d. d., *Die wiedergefundene Zeit*, SVZ VII, S. 278.

<sup>18</sup> Proust, *Contre Sainte-Beuve* (Anm. 9), S. 216.

Sprachmächtigkeit überwältigende Eindruck spürbar ist. Die Hoffnung des Schriftstellers liegt in der *asthetischen* Intuition, daß die im Moment stets sterbende Zeit sich auf gleichsam magische Weise in gewöhnlichen Gegenständen materialisieren bzw. »inkarnieren« könnte, um sodann im – mnemotechnisch forcierbaren – Zufall einer erneuten Begegnung wieder freigelassen zu werden:

Ce que l'intelligence nous rend sous le nom du passé n'est pas lui. En réalité, comme il arrive pour les âmes des trépassés dans certaines légendes populaires, chaque heure de notre vie, aussitôt morte, s'incarne et se cache en quelque objet matériel. Elle y reste captive, à jamais captive, à moins que nous ne rencontrions l'objet. A travers lui, nous la reconnaissons, nous l'appelons, et elle est délivrée. L'objet où elle se cache – ou la sensation, puisque tout objet par rapport à nous est sensation –, nous pouvons très bien ne le rencontrer jamais. Et c'est ainsi qu'il y a des heures de notre vie qui ne ressusciteront jamais.<sup>19</sup>

So wie die erlebte Zeit in unscheinbaren Objekten erstarrt, um dem aufmerksamen Subjekt (dessen Bewußtsein sich durch das Schreiben erweitert) mittels unwillkürlicher Erinnerungsereignisse widerfahren zu können, so »enthält« der Eigenname die Sehnsüchte, die erträumten oder nostalgisch verklärten Charaktereigenschaften der individuellen Objekte, die er bezeichnet – und im Akt der Bezeichnung grausam vereinnahmt –, um sodann nur ebenso willkürlich im Traum, in der Gedankenassoziation oder durch die Anrufung eines Fremden plötzlich für einen kurzen Moment die eingeschlossene Gestalt wieder zu erlangen. Im Angesicht der singulären Mächtigkeit, wie sie den Individuen zukommt, auf die Eigennamen referieren, wird in dieser (gegen den Szientismus Sainte-Beuves gerichteten) ästhetischen Theorie ein passives, stets unterlegenes, aber zugleich artistisches, schaffensfähiges Einfühlungsvermögen gefordert.<sup>20</sup>

<sup>19</sup> Ebd., S. 211. »Die Vergangenheit ist nicht das, was uns der Verstand unter diesem Namen vorgibt. In Wirklichkeit wird jede Stunde unseres Lebens, sobald sie vergangen ist, leibhaftig und versteckt sich, gleich den Seelen der Toten in bestimmten Volkslegenden, in einem beliebigen dinglichen Gegenstand. Dort bleibt die Stunde für immer gefangen, es sei denn, wir begegnen dem Gegenstand. Durch ihn erkennen wir sie wieder; wir rufen sie, und sie wird befreit. Es ist aber sehr gut möglich, daß wir dem Gegenstand, in dem sie sich versteckt – oder dem Gefühl, denn jeder Gegenstand ist im Verhältnis zu uns Gefühl –, niemals begegnen werden. Und so gibt es Stunden unseres Lebens, die nie wiederauferstehen.« Übers. G.K.

<sup>20</sup> Das Problem der Zeit taucht hier in existentieller Weise insofern wieder auf, als die Revokation, wie die literarische Praxis erweist, mit zunehmender Lebenszeit immer seltener gelingt: »au fur et à mesure que nous vivons, nous passons notre temps à nous éloigner de la zone où un nom est distinct«. Proust, Sodome et Gomorrhe, ARTP III, S. 51, »je länger wir leben, desto mehr entfernen wir uns von der Zone, in der ein Name klar und deutlich vor uns steht«. Ders., Sodom und Gomorra, SVZ IV-1, S. 77.

Die *Individualität*, die auf das ontologische Problem der Referenz singulärer Terme hinweist, ist das zentrale ästhetische Konzept der Sprachphilosophie Prousts, das sich als wertvoller Gegenstand der poetologischen Reflexion, aber auch – in der literarischen Praxis – als das große Hindernis sprachlicher Repräsentation schlechthin erweist. Die Singularität des Eigennamens bezieht sich auf die Individualität einer besonderen Person oder eines bestimmten Ortes. Bei Proust sind die markanten, den ›Bewußtseinsstrom‹ der Erzählung sprachlich strukturierenden Namen stets die von Personen (Gilberte, Albertine, Guermantes, Vinteuil, Swann usw.) oder Städten (fiktiv: Combray, Balbec bzw. real: Florence, Venise, Parme usw.). Für Marcel sind Orte »individuell« wie Personen, nicht nur weil sie zum Teil auf die gleiche Etymologie rekurrieren (bei aus bestimmten Ortschaften stammenden Adelsgeschlechtern), sondern vor allem weil sie auf die gleiche Weise die Vorstellungskraft des Schriftstellers beanspruchen:

[Les noms de pays] exaltèrent l'idée que je me faisais de certains lieux de la terre, en les faisant plus particuliers, par conséquent plus réels. Je ne représentais pas alors les villes, les paysages, les monuments, comme des tableaux plus ou moins agréables, découpés ça et là dans une même matière, mais chacun d'eux comme un inconnu, essentiellement différent des autres, dont mon âme avait soif et qu'elle aurait profit à connaître. Combien ils prirent quelque chose de plus individuel encore, d'être désignés par des noms, des noms qui n'étaient que pour eux, des noms comme en ont les personnes.<sup>21</sup>

In den Eigennamen begegnet Prousts Erzähler ›Individuen‹, die ein zu mächtiges Eigenleben führen, als daß sie im Akt der Bezeichnung beherrschbar wären. Daher sucht sie der Autor für die Sprache seines Romanwerkes nutzbar zu machen, indem er sie an geeigneten Stellen als Metaphern einsetzt, welche die klangliche, visuelle, taktile oder olfaktorische Kontiguität zu bestimmten Eigenschaften der ›unfaßbaren Objekte‹ einfangen sollen, und diese sodann in einem (mit der Weltliteratur verknüpften) intertextuellen Gefüge funktionalisiert. Insofern entsprechen die Namen der nicht selbst erfundenen Städte ebenfalls

<sup>21</sup> Proust, »Noms de pays: le nom«, ARTP I, S. 380. »[Die Ortsnamen] gaben mir von gewissen Stätten der Erde eine übersteigerte Vorstellung ein, indem sie sie einzigartiger machten und ihnen etwas wie eine überhöhte Wirklichkeit verliehen. Sie waren die Ursache, daß ich mir Städte, Landschaften, Architekturen nicht als mehr oder weniger erfreuliche, aus einer gleichen Materie ausgeschnittene Veduten einbildete, sondern jede einzeln als ein Unbekanntes, das wesensmäßig von den anderen ganz verschieden wäre, ein Etwas, nach dem meine Seele dürstete und das sie mit Gewinn in sich aufnehmen würde. Wieviel persönlicher wurden sie dadurch, daß man sie mit Namen bezeichnete, die einzig ihnen zugeordnet waren wie Personennamen.« Ders., »Ortsnamen – Namen überhaupt«, SVZ I, S. 512.

dem »Modell der Individualität«,<sup>22</sup> sogar eher noch als die Namen der (immer fiktiv benannten) Personen. Das mythische Potential der italienischen Städte, die in den großen Romanen des 19. Jahrhunderts beschrieben worden sind, wird in seiner ganzen Breite entfaltet, um *an die Stelle* der »adäquaten Beschreibung« die seltene und (gerade für den nur imaginär Reisenden, der die genannten Städte nie selbst gesehen hat) als besonders wertvoll empfundene Metapher zu setzen. So ist zum Beispiel das »glatte Graurosa« im Übergang zum »sanften Violet« der Stadt Parma dem romantischen Empfinden des Fabrice del Dongo aus Stendhals *Chartreuse de Parme* entlehnt, während die bunteren Farben und der Blumenduft, die mit der Stadt Florenz verbunden sind, aus dem Klang des Namens der Stadt und ihrer Kathedrale *Santa Maria dei Fiori* erzeugt werden.

Es ist in der Kritik angemerkt worden, daß die Proustsche Poetik der Eigennamen, die gleich der *Reminiscenz* in der Gedächtnistheorie einem Dreischritt aus »Essentialisierung«, »Zitat« und (assoziiender) »Exploration« folgt, letztlich ein »phantasmagorisches Unterfangen« sei, das auf einer eigentümlichen Verwechslung zwischen »Signifikat« und »Referent« beruhe.<sup>23</sup> Allerdings hieße es, die profunde, die ganze *Recherche* durchziehende »Schule«<sup>24</sup> des Erzählers (und des Autors) im Umgang mit den Zeichen zu unterschätzen, wenn man Prousts »theoretischen« Kapiteln, zum einen »Nom de pays: le pays« und zum anderen »Noms de personnes« aus *Contre Sainte-Beuve* (welches die Zusammenführung von Personen- und Ortsnamen am Beispiel der fiktiven etymologischen Konstruktion der »Welt der Guermantes« enthält), ihre weitreichende sprachphilosophische Reflexion über die Referentialität von Eigennamen nicht zugestehen würde. Denn innerhalb der im frühen 20. Jahrhundert erneut virulent gewordenen Metaphysik sprachlicher Repräsentation führt Prousts Ästhetik im Kern zu der ontologischen Frage nach dem Sein der Namen, deren Referent so einzigartig und deren Signifikat so mannigfaltig erscheint, daß den bezeichneten Individuen, wie Proust bereits in einer frühen Intuition beschreibt, das Recht (und die logische Notwendigkeit) abgesprochen werden muß, sich ihrer Namen würdig zu zeigen:

[M]ais peut-on raisonnablement demander aux hommes de se montrer dignes de leur nom quand les choses les plus belles ont tant de peine à ne pas être

<sup>22</sup> Genette, »Proust et le langage indirect« (Anm. 15), S. 234.

<sup>23</sup> Ebd., S. 240. Vgl. auch Barthes, »Proust et les noms« (Anm. 6), S. 124, 128.

<sup>24</sup> Gilles Deleuze, *Proust et les signes* (1964), Paris: Presses Universitaires de France 2003, S. 36–50.

inégaies au leur, quand il n'est pas un pays, pas une cité, pas un fleuve dont la vue puisse assouvir le désir de rêve que son nom avait fait naître en nous?<sup>25</sup>

Eine kohärente Korrespondenz in der ›unwürdigen‹ Relation zwischen Eigennamen und den von diesen bezeichneten Objekten mit Mitteln einer literarischen Kunstsprache herzustellen wird als Wunschtraum zurückgewiesen. Dafür kommt den selbst kreierten Namen sowohl für die poetologische als auch für die narratologische Entfaltung des Textes eine besondere Rolle zu. Lange Zeit allerdings – bis *Le temps retrouvé* – erscheinen in der *Recherche* die Zweifel an der Fähigkeit der Sprache, die Welt zu repräsentieren, geradezu übermächtig.

## 2. Was ist ein Name? Ein ontologisches Problem

Die ursprüngliche Skepsis Prousts entspricht der sprachanalytischen Diagnose, die im Ausgang der ›Krise der Sprache‹ um 1900 das allgemeine Problem der Repräsentation von Dingen durch Worte, das in der literarischen Praxis manifest geworden war, auf ein logisches Fundament gestellt hat. Der Kern des philosophischen Problems, auf den sich die Poetologie Marcel Prousts – im genauen Gegensatz zu derjenigen Mallarmés – bezieht, läßt sich anhand der epistemologischen Entwicklung der sprachanalytischen Philosophie reflektieren.

Aus der Sicht der *logischen Semantik* – die sich mit der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke (in Worten und Sätzen) in der Folge von Gottlob Frege beschäftigt – stellen *Eigennamen* einen von drei verschiedenen Typen singulärer Termini dar. Neben ihnen stehen einerseits die »deiktischen Ausdrücke« (oder Pronomina) wie ›dies‹, ›er‹, ›hier‹ usw. und andererseits die »Kennzeichnungen« (oder Merkmalsbeschreibungen) wie ›die Hauptstadt von Frankreich‹ oder ›der Verfasser der Ilias‹.<sup>26</sup> Während die Funktion der generellen Termini oder (logisch gefaßt) der Prädikate darin besteht, den Gegenstand, für den ein singulärer Terminus steht, zu klassifizieren und von anderem zu unterscheiden, reduziert sich dessen Funktion darauf, ›an die Stelle‹ eines Gegenstandes, und zwar

<sup>25</sup> Proust, »Journées de lecture«, in: Le Figaro (20. März 1907), in: ders., Contre Sainte-Beuve (Anm. 9), S. 531: »Kann man aber von den Menschen vernünftigerweise verlangen, daß sie sich ihrer Namen würdig erweisen, wenn die schönsten Gegenstände so viel Mühe haben, den ihren nicht ungleich zu sein, wenn es kein Land, keine Stadt und keinen Fluß gibt, deren Angesicht den Wunschtraum erfüllen könnte, den ihr Name in uns hervorgerufen hat?« Übers. G.K.

<sup>26</sup> Vgl. Ernst Tugendhat und Ursula Wolf, Logisch-semantische Propädeutik, Stuttgart: Reclam 1989, S. 147.

eines einzigen, zu treten. Die Frage nach der Bedeutung der singulären Termini beruht sodann auf dem Problem, »was es denn genau heißt, daß ein solcher Ausdruck für einen Gegenstand steht.«<sup>27</sup> Diese Frage erweist sich auch und gerade für die reflexive, um das Wesen und das Vermögen der Fiktionalität bedachte Literatur als sprachtheoretisch relevant, wenn es sich um fiktive Gegenstände handelt, die nicht oder nur in der Vorstellung existieren.

Der erste Philosoph, der schon im 19. Jahrhundert versucht hat, auf die Frage der Bedeutung von Eigennamen eine systematische Antwort zu geben, war John Stuart Mill. Er definiert den *Namen* im Rückgriff auf Thomas Hobbes (*Of Computation or Logic*) als

ein Wort, das willkürlich als ein Zeichen gewählt worden ist, welches in unserem Geist einen Gedanken erwecken kann, der einem früher gehaltenen Gedanken gleicht, und der, wenn er von anderen ausgesprochen wird, ihnen ein Zeichen sein kann, welchen Gedanken der Sprechende vorher in seinem Geist hatte.<sup>28</sup>

Im Gegensatz zur Grundhaltung der Philosophie der Frühen Neuzeit, die von Descartes über Hobbes bis Kant die Sprache nur als ein Instrument zum Ausdruck der letztlich von ihr unabhängigen Gegenstände des Denkens oder der Anschauung betrachtet hat, wird bei Mill die Sprache selbst, d. h. die genuin sprachliche Verfaßtheit der Gedanken, zur ersten Frage der Philosophie. Durch diese Prämisse der sprachanalytischen Philosophie erhält die auf ältere Überlegungen zurückgehende Definition der Funktionsweise sprachlicher Ausdrücke durch ihren ›Gebrauch‹ (welcher das zentrale Moment in den *Philosophischen Untersuchungen* bei Wittgenstein wird) eine neue Gewichtung.

Aus Mills *System der deduktiven und induktiven Logik* ergeben sich mit Blick auf die Sonderstellung der Eigennamen innerhalb der sprachlichen Ausdrücke – nämlich eben ein *individueller* oder *einzelner Name* zu sein, »welcher in demselben Sinne nur von einem Dinge wahrhaft behauptet werden kann«<sup>29</sup> – zwei für die Entwicklung der logischen Sprachanalyse

<sup>27</sup> Ebd., S. 146. Vgl. auch Ernst Tugendhat, Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976, S. 40–41. Der Begriff ›Gegenstand‹ (*Entität*), der gerade im Rekurs auf singuläre Termini seine Erläuterung findet, versteht sich dabei in einer absolut allgemeinen Form – wie der Begriff des *hypokeimemon* bei Aristoteles – als »jedes Subjekt möglicher wahrer Prädikationen« (Husserl).

<sup>28</sup> John Stuart Mill, »Von den Namen« (1843), in: ders., *System der deductiven und inductiven Logik. Eine Darlegung der Principien wissenschaftlicher Forschung, insbesondere der Naturforschung*, 2 Bde., aus dem Englischen übers. von J. Schiel, Braunschweig: Vieweg 1877, Bd. 1, S. 26–53, hier S. 26.

<sup>29</sup> Ebd., S. 31.

weitreichende Konsequenzen. Zum einen erzwingt die Definition über den Gebrauch eine (letztlich unendliche) Differenzierung der Klasse der Eigennamen. Das Verhältnis zwischen Wort und Gegenstand ändert sich zum Beispiel auf Grund der je eigenen Singularität der entsprechenden Bezüglichkeit, so daß die ›Nennkraft‹ des Namens eine andere ist, je nachdem, ob Personennamen (Anthroponyme), Raumnamen (Choronyme) – z.B. von Erdteilen, Regionen Landschaften, Gebirgen usw. –, Ortsnamen (Toponyme), Gewässernamen (Hydronyme), Himmelskörper- und Sphärennamen (Kosmonyme), Objekt- und Institutionsnamen (Ergonyme, Ökonyme), politische Ereignisnamen – z.B. von Volksbewegungen, Revolutionen, Kriegen, Konflikten usf. –, musikalische Namen, Tier- und Pflanzennamen oder welche Form von Namen auch immer an der logischen Grenze zwischen Gattungs- und Individualnamen gebraucht werden.<sup>30</sup>

Für alle diese Elemente der ›Namen‹ genannten Klasse gilt jedoch zum anderen eine Notwendigkeit, die ebenfalls schon bei Mill deutlich wird (und auf die die Autoren des 20. Jahrhunderts antworten werden), nämlich daß eine weitreichende Bedeutungstheorie für singuläre Termini über die rein logische Verfaßtheit sprachlicher Ausdrucksregeln hinausgehen und »metaphysische« Prinzipien (als erkenntnistheoretische Verbindung zwischen formallogischen und psychologischen Gesichtspunkten) für das Verständnis der Eigennamen annehmen muß. Schließlich legt Mill die Basis für die Lösung des Problems der fiktiven Gegenstände wie ›Odysseus‹ oder ›Pegasus‹, deren Nichtexistenz den Status der auf diese Entitäten (unmittelbar) referierenden Namen in Frage stellt, indem er sagt, daß Eigennamen nicht den Gegenständen selbst, sondern zunächst den »Vorstellungen« zugeordnet werden müssen, die in unserem »Bewusstsein« gespeichert sind und jeweils wieder aktualisiert werden können, wenn wir den Namen hören oder gebrauchen. Daraus folgt allerdings für ihn, daß die Eigennamen selbst »streng genommen keine Bedeutung haben«.<sup>31</sup>

John Stuart Mill stellt eine ebenso vergessene wie unterhintergehbare Referenz für die Entwicklung der logischen Semantik dar, deren formalisierter Beginn in den frühen 1880er Jahren – zeitgleich zu den ebenso singulären sprachontologischen Überlegungen Mallarmés – der Fregeschen

---

<sup>30</sup> Einen Versuch der systematischen Ordnung der verschiedenen Namenstypen unternimmt Mill, indem er Unterscheidungen zwischen »allgemeinen und collectiven«, »concreten und abstracten«, »connotativen und non-connotativen«, »positiven und negativen«, »relativen und absoluten«, »eindeutigen und zweideutigen« Namen einführt, die aber keinesfalls Anspruch auf Vollständigkeit erheben dürfen.

<sup>31</sup> Ebd., S. 40.

*Begriffsschrift* zugeschrieben wird.<sup>32</sup> Freges philosophische Revolution, das Verhältnis von sprachlicher und außersprachlicher Wirklichkeit so zu reflektieren, daß die Ausdrücke gebräuchlicher Alltagssprachen mit Hilfe einer »idealen Sprache« auf der Grundlage der formalen Logik analysierbar werden, ist sowohl für die sprachphilosophische Theorie als auch die literarische Praxis bis weit ins 20. Jahrhundert hinein von großer Bedeutung, insofern hier ein strenger Wahrheitsbegriff an die sprachliche Repräsentationsleistung herangetragen wird. Aufgrund des systematischen Zusammenhangs zwischen Mathematik und Logik erweist sich der sprachliche *Begriff* (aus dieser optimistischen Perspektive des frühen Logizismus) als eine »spezielle Klasse von Funktionen«, der – im Verhältnis zu anderen Begriffen als Funktionen eines Arguments – exakt bestimmbare »Wahrheitswerte« zukommen.<sup>33</sup>

Die Idee, die Bedeutung sprachlicher Aussagen in der (logisch und damit mathematisch überprüfbaren) Form von wahren oder falschen Sätzen zu fassen und Vagheiten oder Mehrdeutigkeiten der Sprache in phänomenologische Grenzbereiche auszuklammern, hat sodann in Russells »Philosophie des logischen Atomismus«<sup>34</sup> eine Axiomatisierung erfahren, welche die Grenzen theoretischer Konsistenz selbst konturiert. Der Grundgedanke beruht auf einer Theorie (T) in einer logisch perfekten Sprache (L) über die Welt, die als Menge aller Tatsachen betrachtet wird. Die metaphysische Hoffnung – die letztlich eine »realistische«, d. h. an den ontologischen Status der abstrakten Gegenstände glaubende ist, wie Quine in Anlehnung an den mittelalterlichen Universalienstreit gesagt hat<sup>35</sup> – besteht dabei darin, daß die Wahrheit aller Aussagen (in

<sup>32</sup> Gottlob Frege, *Begriffsschrift*. Eine der arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens, Halle: Nebert 1879. Freges »Formelsprache« umfaßt bereits den Kernbestand der modernen formalen Logik, nämlich eine Prädikatenlogik zweiter Stufe mit Identitätsbegriff.

<sup>33</sup> Frege, »Funktion und Begriff« (1891), in: ders., *Funktion, Begriff, Bedeutung*, hg. von Günther Patzig, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1980, S. 18–39. »Ich verstehe unter dem Wahrheitswerte eines Satzes den Umstand, daß er wahr oder daß er falsch ist.« Ders., »Über Sinn und Bedeutung« (1892), in: ebd., S. 40–65, hier S. 48.

<sup>34</sup> Bertrand Russell, »Die Philosophie des logischen Atomismus« (1918), in: ders., *Die Philosophie des logischen Atomismus*. Aufsätze zur Logik und Erkenntnistheorie 1908–1918, aus dem Englischen übers. und hg. von Johannes Sinnreich, München: Nymphenburger Verlagshandlung 1976, S. 178–277.

<sup>35</sup> Willard Van Orman Quine, »Was es gibt« (1948), in: ders., *Von einem logischen Standpunkt*. Neun logisch-philosophische Essays, aus dem Englischen übers. und hg. von Peter Bosch, Frankfurt am Main: Ullstein 1961, S. 9–25, hier S. 20–21. Die mittelalterlichen Standpunkte des Universalienstreits (Realismus, Konzeptualismus und Nominalismus) finden nach Quine in der Philosophie der Mathematik des 20. Jahrhunderts unter den Namen Logizismus (Frege, Russell Whitehead, Church, Carnap), Intuitionismus (Poincaré, Brouwer, Weyl) und Formalismus (Hilbert) eine – bezüglich der metaphysischen Frage nach dem Verhältnis zwischen Dingen und Worten sich noch immer unversöhnlich zeigende – Neuauflage.

T) von der Wahrheit der atomaren Aussagen (in T) abhängen wird, wobei die atomaren Aussagen (oder Elementarsätze) nur noch aus Bestandteilen bestehen, deren Bedeutung bekannt ist, »so daß all unsere Erkenntnis entweder empirisch ist oder aus empirischen Erkenntnissen logisch folgt.«<sup>36</sup>

Wie immer dieses Verhältnis zwischen der metaphysischen Hoffnung und der logischen Ableitung in der Folge selbst berechnet wird, das besondere Problem der Eigennamen ergibt sich hier – mit Blick auf den Status der grammatischen Funktion ebenso wie auf das Verhältnis der Referenzweise – durch die logische Tatsache, daß die Namen selbst weder wahr noch falsch sein können. Auch sagt das Faktum, daß ein Name einen Gegenstand benennt, noch nichts über die Existenz (geschweige die Seinsweise) dieses Gegenstandes aus, der wie Pegasus allein durch Gedanken oder Vorstellungen beflügelt werden kann. Wahr oder falsch sind allein Aussagen oder Urteile über die Namen bzw. die Gegenstände, für die sie stehen, wobei sich die Überprüfung des prädierten Wahrheitswertes wesentlich schwieriger gestaltet als bei den Aussagen, die analytisch oder apriorisch überprüfbar sind.<sup>37</sup> Somit gibt Frege zu bedenken, daß Eigennamen sehr wohl eine »Bedeutung« haben, und mehr noch einen davon streng zu unterscheidenden »Sinn«.<sup>38</sup> Daher stellen die Eigennamen auch nicht die »grundlegenden« singulären Termini dar – denn eine Sprache, die nur aus Namen bestünde, ließe sich in Ermangelung von Prädikaten in keine ideale Sprache übersetzen und wäre schlicht ohne Wahrheit –, sondern sind »höherwertig« als die Kennzeichnungen und deiktischen Ausdrücke, auf die sie allein »ihrer Verwendung nach« verweisen.

<sup>36</sup> Johannes Sinnreich, »Einleitung«, in: Russell, Die Philosophie des logischen Atomismus (Anm. 34), S. 22.

<sup>37</sup> Hier liegt laut Russell auch ein grundlegendes erkenntnistheoretisches Problem der Philosophie verborgen, nämlich der »fundamentale Irrtum«, Dingen Eigenschaften zuzuschreiben, die eigentlich Symbolen zukommen: »Einige in der Philosophie als fundamental geltende Begriffe verdanken ihr Dasein [...] Fehlern im Zusammenhang mit den Symbolen, z. B. der Begriff der Existenz oder [...] der Realität.« Russell, »Die Philosophie des logischen Atomismus« (Anm. 34), S. 185.

<sup>38</sup> Die Notwendigkeit der Unterscheidung wird am Beispiel der Venus deutlich: Die Namen »Abendstern« und »Morgenstern« bezeichnen den gleichen Gegenstand (haben die gleiche Bedeutung), unterscheiden sich aber »in der Art des Gegebenseins des Bezeichneten« (ihrem Sinn). »Die regelmäßige Verknüpfung zwischen dem Zeichen, dessen Sinn und dessen Bedeutung ist derart, daß dem Zeichen ein bestimmter Sinn und diesem wieder eine bestimmte Bedeutung entspricht, während zu einer Bedeutung (einem Gegenstand) nicht nur ein Zeichen zugehört. [...] Gewiß sollte in einem vollkommenen Ganzen von Zeichen jedem Ausdrücke ein bestimmter Sinn entsprechen; aber die Volkssprachen erfüllen diese Forderung vielfach nicht, und man muß zufrieden sein, wenn nur in demselben Zusammenhange dasselbe Wort immer denselben Sinn hat.« Frege, »Über Sinn und Bedeutung« (Anm. 33), S. 42.

Im verheißungsvollen Gefüge einer idealen, logisch perfekten Sprache erweist es sich, wie Russell, der treueste Nachfolger Freges, sagt, sogar als »äußerst schwierig, überhaupt ein Beispiel für einen Namen im logischen Sinne zu finden.«<sup>39</sup> So optimistisch sich die Sprachanalytiker insbesondere jener Traditionslinie, die von Frege über Russell zum frühen Wittgenstein führt,<sup>40</sup> im Hinblick auf die formale Konstruierbarkeit und analytische Relevanz einer semantischen Theorie der Wahrheit auch geäußert haben, so pessimistisch zeigen sich die Autoren, wenn es darum geht, die Eigenschaften jener besonderen singulären Terme zu bestimmen, die ›Eigennamen‹ heißen. Wie Frege vertritt Russell die Auffassung, daß Eigennamen mit Kennzeichnungen (*definite descriptions*) verknüpft sind, daß sie somit in Wirklichkeit nur »Abkürzungen für Beschreibungen« sind und in logischer Hinsicht auf die gleiche Weise verwendet werden wie die Wörter ›dies‹ und ›das‹, welche auf die gekennzeichneten Gegenstände nur insofern hinweisen, als diese dem Sprecher (und dem Hörer) bereits bekannt, d. h. in einem festen Raum-Zeit-System übereinstimmend lokalisiert worden sind.<sup>41</sup> Hier wird das Problem der logischen Unverfügbarkeit wahrer Aussagen über den ontologischen Status von Eigennamen unüberbrückbar. Namen können auf die von ihnen symbolisierten Objekte (und deren Seinsweise) nur demonstrativ hinweisen. Quine hat dieses Problem, stellvertretend für die Anhänger der idealen Sprache, auf die folgende Formel gebracht: »Alles, was wir mittels Namen sagen können, kann auch in einer Sprache ausgedrückt werden, die Namen überhaupt vermeidet.«<sup>42</sup>

Auf die Desillusionierung der logischen Idealisten haben die Sprachanalytiker in der Folge von Quine zu reagieren versucht, indem sie den

<sup>39</sup> Russell, »Die Philosophie des logischen Atomismus« (Anm. 34), S. 200.

<sup>40</sup> In dieser Traditionslinie der »Philosophie der idealen Sprache« (*ideal language philosophy*) wird *Begriff* im Sinne von *Idee* verstanden, wobei die ›Analyse‹ von Begriffen auf deren Zerlegung in ihre Bestandteile abzielt, so daß die Bedeutungen der zu analysierenden Begriffe durch Rückführung auf grundlegendere Begriffe expliziert werden. In der anderen Traditionslinie der »Philosophie der normalen Sprache« (*ordinary language philosophy*), die von Moore über den späten Wittgenstein zu Strawson führt, wird *Begriff* im Sinne von *sprachlicher Ausdruck* aufgefaßt. Die ›Analyse‹ von Begriffen, zur Klärung von deren Bedeutung, beruht hier in einer genauen ›Beschreibung‹ ihres alltäglichen Gebrauchs in konkreten Kontexten.

<sup>41</sup> Vgl. Russell, »Die Philosophie des logischen Atomismus« (Anm. 34), S. 200–201.

<sup>42</sup> Quine, »Was es gibt« (Anm. 35), S. 19: »Der Gebrauch augenscheinlicher Namen ist kein Kriterium [für die Existenz von Gegenständen], da wir den Gedanken, daß sie Namen seien, sofort fallen lassen, wenn nicht die Annahme einer entsprechenden Entität schon unter den [...] ausgedrückten Annahmen zu finden ist. Tatsächlich sind Namen vollkommen irrelevant für die ontologische Frage, da [...] Namen in Kennzeichnungen umgewandelt werden können und [...] Kennzeichnungen [logisch] eliminiert werden können.«

Gebrauch des Begriffs der Kennzeichnung entfaltet oder das Verhältnis zwischen Bedeutung und Referentialität ausgedeutet haben. Zu den bekannten Namen, die im Bereich der ›Namen‹ immer wieder zitiert werden, gehören Peter Strawson, John Searle sowie Saul Kripke. Strawson wendet sich in seiner »deskriptive Metaphysik« genannten Philosophie, welche die Debatte um die Möglichkeit transzendentaler Argumente neu entfacht hat, gegen die Russellsche Kennzeichnungstheorie, indem er die Kriterien des Identifizierens und des Unterscheidens, die den (logisch an die Stelle der Namen tretenden) Beschreibungen zugrunde liegen, mit Hilfe sogenannter »Sortale«, d.h. herausgreifender, räumlich und zeitlich abgrenzender Prädikate, als formalisierbare »referentielle Ausdrücke« analysiert.<sup>43</sup> Searle dagegen führt die Kennzeichnungstheorie weiter, indem er die Menge der Beschreibungen, für die laut Russell der Eigenname abkürzend steht, als ein logisch formalisierbares »Bündel« (*cluster*) von Kennzeichnungen begreift, so daß der Name dann eindeutig einen Gegenstand identifiziert, wenn »eine hinreichend große Menge« aus diesem Bündel von Kennzeichnungen, welche sodann der »Bedeutung« des Namens entsprechen, auf genau einen Gegenstand zutrifft.<sup>44</sup> Saul Kripke, der den Begriff des Eigennamens (neben der Modalität der Notwendigkeit) sogar zur Kernfrage seiner auf den Begriff der Referenz abzielenden, modelltheoretisch gewendeten Sprachanalyse gemacht hat, weist schließlich das Argument der Ersetzbarkeit von Eigennamen durch Beschreibungen (oder Beschreibungsbündel) zurück und entwickelt im Rückgriff auf Mill ebenfalls ein »metaphysisches« Modell, das Eigennamen als »starre Bezeichnungsausdrücke« (*rigid designators*) versteht, die ohne den Umweg über eine Theorie der Bedeutung in jeder (formal konstruierbaren oder nur irgend vorstellbaren) »möglichen Welt« auf einen einzigen Gegenstand – und stets nur auf diesen – referieren.<sup>45</sup>

Um den *point of no return*, der in der Formel von Quine hinsichtlich der Bedeutung singularer Terme ausgedrückt wird, kommen die

<sup>43</sup> Peter F. Strawson, »Bezeichnen« (1950), in: ders., Logik und Linguistik. Aufsätze zur Sprachphilosophie, aus dem Englischen übers. von Joachim Schulte, München: Paul List 1974, S. 83–116. S. a. ders., Einzelding und logisches Subjekt. Ein Beitrag zur deskriptiven Metaphysik (1959), aus dem Englischen übers. von Freimut Scholz, Stuttgart: Reclam 1972.

<sup>44</sup> John R. Searle, »Eigennamen« (1958), in: Joachim Schulte (Hg.), Philosophie und Sprache, Stuttgart: Reclam 1981, S. 118–131, hier S. 127. Die Quelle dieses Gedankens findet sich bei Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, § 79, in: ders., Werkausgabe in 8 Bdn., Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984, Bd. 1, S. 284–285. Vgl. auch Friedrich Waismann, »Namen«, in: ders., Logik, Sprache, Philosophie (1939–1965), hg. von Gordon P. Baker und Brian McGuinness, Stuttgart: Reclam 1976, S. 281–320, hier S. 291.

<sup>45</sup> Saul A. Kripke, Name und Notwendigkeit (1972), aus dem Englischen übers. von Ursula Wolf, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1981, S. 58–59.

Sprachanalytiker nicht herum. Auch bei Kripke finden sich die Zweifel an der formallogischen Konstruierbarkeit der Bedeutungstheorie bestätigt. Bedeutungsbestimmungen von Eigennamen durch Beschreibungen rekurren, wie Kripke darlegt, letztlich auf Definitionen, die wie Synonyme funktionieren (und das eigentliche Problem des Verhältnisses zwischen Symbol und Gegenstand nur auf eine andere Ebene verschieben), wohingegen die besondere Funktionsweise der starren Bezeichnungsausdrücke – *the names* – sich allein dadurch erweist, daß ihre Referenz »wie in einem Akt der Taufe« festgelegt (*stipulated*) worden ist. Dies hat allerdings erhebliche Auswirkungen auf die Theoriefähigkeit der Sprachphilosophie überhaupt, denn »wahrscheinlich ist«, wie Kripke am Ende seiner ausführlichen Widerlegung der semantischen Theorien von Mill bis Strawson feststellen muß, »jede philosophische Theorie [über die Bedeutung der Namen] falsch, wenn sie eine Theorie ist«. <sup>46</sup> Versucht man sich jedoch der Referenz zuzuwenden, hat man es mit einem kontingenten Gegenstandsbezug zu tun, der davon abhängt, was »wir selbst darüber denken«, wie die Dinge in der Geschichte der einen zufälligen Welt, die die reale ist, seit den Metaphern des Homer benannt worden sind. Es bleibt allein, die je besondere Geschichte zu verfolgen, »wie der Name einen erreicht hat«. <sup>47</sup>

### 3. Mallarmé und Proust.

#### *Zwei Antworten auf die Metaphysik des Kratylus*

Die Krise der Sprache, die zur Jahrhundertwende jene ›kostbaren‹ reflexiven Hindernisse geschaffen hat, die das »Mysterium in der Literatur« <sup>48</sup> als existentielles Problem zur Entfaltung bringt, wäre ebenso wenig wie deren epistemologischer Nachweis durch die sprachanalytische Philosophie in der Sequenz von 1850–1950 ohne die Notwendigkeit möglich gewesen, welche man offenbar in dieser Zeit empfunden hat, auf die metaphysische Frage nach dem Verhältnis zwischen »Wort und Gegenstand« (Zeichen und Welt) eine Antwort zu finden. Diese hundert Jahre, in denen Platon eifrig gelesen wurde, lassen sich als eine historische Situation der Kunst und der Philosophie der Sprache begreifen, deren

<sup>46</sup> Ebd., S. 76–77.

<sup>47</sup> Ebd., S. 111.

<sup>48</sup> Mallarmé, »Le Mystère dans les lettres« (1896), in: ders., *Œuvres complètes* (Anm. 4), S. 382–387. Deutsche Übersetzung: »Das Mysterium in der Literatur«, in: ders., *Sämtliche Dichtungen* (Anm. 4), S. 304–310.

»Transzendental«<sup>49</sup> in einem bezeichnenden Rückgriff auf die Antike mit dem Namen »Kratylysmus«<sup>50</sup> bedacht worden ist.

Der Sophist Kratylos verteidigt im gleichnamigen platonischen Dialog gegen den Sokrates die Behauptung, daß »jegliches Ding seine von Natur ihm zukommende richtige Benennung« hat. Für Kratylos gilt strikt, daß »alle Worte und Benennungen gleich richtig sind«, woraus folgt, daß »wer die Wörter verstehe, auch die Dinge verstehe«.<sup>51</sup> Die philosophische Frage, die sich aus dieser radikalen und unversöhnlichen, aber bis in die Fundamente des Denkens hineinreichenden Position ergibt, ist in der antiken Philosophie (und letztlich bis heute) nicht abschließend beantwortet worden. Sokrates teilt die Ansicht des Hermogenes, der gemäß es keine andere Richtigkeit der Worte gibt, »als die sich auf Vertrag und Übereinkunft gründet«, und sucht den Kratylos zu widerlegen, indem er die »Natur« der Benennung als Handlung bestimmt und nachweist, daß es »Falschheit der Rede« geben müsse, wenn Sprache Gegenstände repräsentiert, so daß die Erkenntnis der Wahrheit »weder allein noch in vorzüglicher Weise durch die Wörter möglich« sei.<sup>52</sup>

An dem entscheidenden Punkt seiner Kritik allerdings, an dem Sokrates ausführt, daß es, wenn das Wort »die Nachahmung des Wesens einer benannten Sache durch Buchstaben und Silben«<sup>53</sup> wäre, doch eine (für den guten Gesetzgeber erfahrbare) Erkenntnis über die Gesetzmäßigkeit (und die Grenzen) der Ähnlichkeit zwischen den Buchstaben und den Klängen der durch Worte bezeichneten Dinge geben müsse, kann er weder sich noch seine Gesprächspartner von der vermuteten Willkür des Bezugs der Worte zu ihren Gegenständen überzeugen. Im Verlauf seiner Argumentation im »analytischen« Durchgang durch die Klanglichkeit der Buchstaben des griechischen Alphabets zeigt sich der weiseste der griechischen Philosophen selbst überrascht und fasziniert vom Spektrum sinnlicher Assoziationen zwischen den Klängen und den Bedeutungsspektren, die insbesondere den Etymologien der Götter- und Heroennamen eigen ist. Am Ende muß Sokrates dem Kratylos

<sup>49</sup> Alain Badiou, *Logiques des mondes. L'être et l'événement II*, Paris: Seuil 2006, S. 618–619.

<sup>50</sup> Gérard Genette, »Avatars du cratylysmus III: Langue organique, langue poetique«, in: *Poetique* 15 (1973), S. 265–91. Vgl. auch ders., *Mimologiques: Voyage en Cratylie*, Paris: Seuil 1976.

<sup>51</sup> Platon, Kratylos, 383a, 429b, 435d, in: ders., *Sämtliche Werke*, 4 Bde., aus dem Altgriechischen übers. von Friedrich Schleiermacher, hg. von Ursula Wolf, Reinbek: Rowohlt 1994, Bd. 3, S. 15, 74, 83.

<sup>52</sup> Platon, Kratylos, 384d, 439b, in: ebd., S. 16, 87.

<sup>53</sup> Platon, Kratylos, 423e, in: ebd., S. 67.

zugestehen, daß die Kunst der Sprache im Ursprung eine göttliche ist. Sie geht auf die erste Handlung zurück, in der die Götter sich selbst ihre Namen gegeben haben! An die Richtigkeit dieses ursprünglichen Aktes der Benennung kann der vernünftige Mensch aber nur glauben, um »sich und seine Seele den Wörtern in Pflege hinzugeben [...] im Vertrauen auf sie und die, welche sie eingeführt haben.«<sup>54</sup>

Die antagonistischen Positionen des platonischen Dialogs finden sich *in extremis* allein im gemeinsamen Gegenstand der grundlegenden Frage nach dem Zusammenhang von Sprache und Denken wieder. In der Zeit der Sprachkrise des 20. Jahrhunderts kehren sie – im Bereich der Wissenschaft – in der Streitfrage der analytischen Philosophie zurück. Die eine Seite behauptet: »Alle Philosophie ist ›Sprachkritik‹«,<sup>55</sup> woraus folgt, daß die »Hauptquelle unseres Unverständnisses« dadurch gegeben ist, »daß wir den Gebrauch unserer Wörter nicht übersehen.«<sup>56</sup> Die andere Seite sagt, daß sich die Philosophie, wenn es ihr um die Wahrheit geht, von den Vagheiten der (normalen) Sprache und insbesondere der Eigenamen, deren Bedeutungen nicht einmal Existenzaussagen zulassen, möglichst weit entfernen sollte: »Wir dürfen nicht zu dem Schluß eilen, daß es von den Wörtern abhängt, was es gibt.«<sup>57</sup> Im Bereich der Literatur hingegen verschiebt sich die Streitlinie – was sich in Frankreich schon sehr früh mit der Autonomiebewegung der modernen Literatur im Ausgang des *L'art pour l'art* abzeichnet – auf einen Antagonismus *innerhalb* der Verteidigung des Kratylos. Im 20. Jahrhundert, spätestens seit dem Ereignis der Proustschen *Recherche*, darf man, wie der Semiotiker Roland Barthes geschrieben hat, die Frage stellen, ob es überhaupt noch möglich ist, ein Schriftsteller zu sein, ohne bis zu einem gewissen Grad an ein natürliches Verhältnis zwischen Worten (*noms*) und Wesen (*essences*) zu glauben: »La fonction poétique, au sens le plus large du terme, se définirait ainsi par une conscience cratyléenne des signes et

<sup>54</sup> Platon, Kratylos, 440c, in: ebd., S. 89.

<sup>55</sup> Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus* (1921), Satz 4.0031, in: ders., *Werkausgabe* (Anm. 44), Bd. 1, S. 26. Beim frühen Wittgenstein findet sich das onomastische Urvertrauen (des Kratylos) in logischer Reinkultur: »Ein Name steht für ein Ding, ein anderer für ein anderes Ding und untereinander sind sie verbunden, so stellt das Ganze – wie ein lebendes Bild – den Sachverhalt dar.« Satz 4.0311, ebd., S. 29.

<sup>56</sup> Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, § 122 (Anm. 44), S. 302.

<sup>57</sup> Quine, »Was es gibt« (Anm. 35), S. 23. Sowohl im Gegenstand als auch im Ausdrucksstil finden wir in Quines *Anti-Onomastik* das absolute Gegenstück zu Proust: »Die Übersetzbarkeit eines Problems in semantische Begriffe deutet nicht darauf, daß das Problem selbst ein sprachliches ist. Wer oder was auch immer Neapel sieht, hat den einen oder anderen Namen; und wenn wir diesen Namen den Worten ›sieht Neapel voranstellen, erhalten wir einen wahren Satz; trotzdem ist nichts Sprachliches daran, daß jemand Neapel sieht.« Ebd., vgl. auch Quine, »Bedeutung und das Schließen auf Existenz« (1947), in: ders., *Von einem logischen Standpunkt* (Anm. 35), S. 153–159, hier S. 159.

l'écrivain serait le récitant de ce grand mythe séculaire qui veut que le langage imite les idées«.58

In der Praxis (des ausgehenden 19. Jahrhunderts) ist der *literarische* Autor, der die analytische Reflexion der Sprache am weitesten verfolgt hat, der symbolistische Dichter Stéphane Mallarmé. Seine Suche nach der »perfekten Synthese der Dinge«, die er als ›Verdichtung‹ der Welt im Medium der Sprache versteht, ist mit gutem Recht als eine »Philosophie« bezeichnet worden, die Sprachtheorie und poetische Praxis zu einem ästhetischen (die drei Grundbegriffe *Ausdruck*, *Sinn* und *Erkenntnis* reflektierenden) Ganzen zusammenfaßt.59 Die philosophische Ausgangsthese Mallarmés ist eine erkenntnistheoretische (in der Folge v. a. psychologisch und phänomenologisch ausgedeutete) Grundannahme, der zufolge jegliche Erfahrung des Menschen letztlich eine ästhetische Erfahrung ist und diese wesentlich mit der Poesie verknüpft ist. Die Poesie Mallarmés ist die »Sprache als ästhetischer Entwurf des Universums«.60 Sie erhält somit die Aufgabe, an die Stelle der Philosophie zu treten und das ihr eigene Werkzeug, die Sprache selbst – die ideale Sprache jenseits der Sprachen –61 aus sich selbst als die *prima materia* des Denkens und des Fühlens heraus zu reflektieren. Poesie ist daher auch die »Erfindung« einer neuen Sprache:

J'invente une langue qui doit nécessairement jaillir d'une poétique très nouvelle, que je pourrais définir en ces deux mots: *Peindre non la chose, mais l'effet qu'elle produit*. Le vers ne doit donc pas, là, se composer de mots, mais d'intentions, et toutes les paroles s'effacer devant les sensations...62

Die ursprüngliche Intention Mallarmés, daß die Poesie die Arbeit der Philosophie übernehmen muß, erweist sich allerdings nur aus

58 Barthes, »Proust et les noms« (Anm. 6), S. 134. »Die poetische Funktion im weitesten Sinne des Wortes wäre demnach durch ein kratyliches Bewußtsein der Zeichen definiert, und der Schriftsteller wäre der Rezipient jenes großen jahrhundertealten Mythos, dem zufolge die Sprache die Ideen nachahmt.« Übers. G. K.

59 Vgl. Pierre Champion, Mallarmé. Poésie et philosophie, Paris: Presses Universitaires de France 1994, S. 5–9, S. 119–120. Die Interpretation der Poesie Mallarmés als ›Philosophie‹ der Sprache hat im 20. Jahrhundert eine lange Tradition. Vgl. Albert Thibaudet, *La poésie de Stéphane Mallarmé* (1926), Paris: Gallimard 2006; Camille Soula, *La poésie et la pensée de Stéphane Mallarmé*, 2 Bde., Paris: Champion 1931; Maurice Blanchot, »Mallarmé et le langage«, in: *Arche* 14 (1946), S. 134–146; Jacques Scherer, *L'expression littéraire dans l'œuvre de Mallarmé*, Paris: Droz 1947; Julia Kristeva, *La révolution du langage poétique. L'avant-garde à la fin du XIXe siècle: Lautréamont et Mallarmé*, Paris: Seuil 1985; Gardner Davies, *Mallarmé et la couche suffisante d'intelligibilité*, Paris: José Corti 1988.

60 Karl Hölz, *Destruktion und Konstruktion. Studien zum Sinnverstehen in der modernen französischen Literatur*, Frankfurt am Main: Klostermann 1980, S. 27.

61 Mallarmé: »Crise de vers« (Anm. 4), S. 363. »Die Sprachen, unvollkommen insofern, als sie mehrere sind und die erhabenste fehlt«. Ders., »Verskrise« (Anm. 4), S. 282.

62 Mallarmé: Brief an Henri Cazalis, Oktober 1864, in: ders., *Cœuvres complètes* (Anm. 4),

einem einzigen – und den Autor schon um 1865 sehr erschreckenden – Grunde als notwendig. Denn die Sprache erscheint dem Dichter in ihrer semantischen und syntaktischen ›Materialität‹ so zweifelhaft und fehlerbehaftet, daß die Verse »in philosophischer Hinsicht den Mangel der Sprachen entschädigen«<sup>63</sup> müssen. Gebannt und zugleich »entsetzt« durch die Magie der zu Worten und Sätzen (Bedeutungen und Rhythmen) zusammenfindenden 24 Buchstaben des Alphabets, wird die »anspruchsvolle dichterische Neigung« immer wieder durch »ein schlecht loszuwerdendes Überbleibsel linguistischer Tätigkeit«<sup>64</sup> ausgebremst. Daraus erklärt sich die Ästhetik des »Vagen«, für die Mallarmé seit den *Hérodiade*-Texten, an denen er über zwanzig Jahre lang gearbeitet hat, berühmt geworden ist: die kontemplative Distanz als Ideal der Poesie, die Zurücknahme des lyrischen Ichs (gegenüber den *Parnassiens*), die Suggestion – »nommer un objet, c'est supprimer les trois quarts de la jouissance du poëme qui est faite de deviner peu à peu: le suggérer, voilà le rêve« –<sup>65</sup> die Verknüpfung von Schönheit und Geheimnis, die Auflösung der Grenze zwischen Poesie und Prosa, die ›Spiele‹ mit der Bedeutung von Worten und der Grammatik von Sätzen (Steigerung semantischer Komplexität und Verknappung syntaktischer Zusammenhänge), die Entlehnungen aus Fremdsprachen, die Arbeit am »reinen Klang« und an der Musikalität der Verse, usw. Dies ist die Ästhetik, die dem am Ende des Gedichtes »Toute l'âme résumée...« formulierten Inbegriff folgt:

Exclus-en si tu commences  
Le réel parce que vil  
Le sens trop précis rature  
Ta vague littérature.<sup>66</sup>

---

S. 1440. »Ich erfinde eine Sprache, die notwendig einer ganz neuen Poetik entspringen muß, welche ich mit den folgenden zwei Sätzen definieren könnte: *Nicht den Gegenstand selbst darstellen, sondern den Effekt, den er zeitigt*. Der Vers darf hier also nicht aus Worten zusammengesetzt werden, sondern aus Intentionen, und alle gesprochenen Worte müssen vor den Empfindungen verschwinden...« Übers. G.K.

<sup>63</sup> Mallarmé, »Verskrise« (Anm. 4), S. 282. »Le vers, lui, philosophiquement rémunère le défaut des langues«. Ders., »Crise de vers« (Anm. 4), S. 364.

<sup>64</sup> Mallarmé, »Unheimliche Analogie«, in: ders., *Sämtliche Dichtungen* (Anm. 4), S. 137. »Le reste [est] un labeur linguistique par lequel quotidiennement sanglote de s'interrompre ma noble faculté poétique«. Ders., »Le démon de l'analogie« (1864), in: ders., *Œuvres complètes* (Anm. 4), S. 273.

<sup>65</sup> Mallarmé, »Réponses à des enquêtes sur l'évolution littéraire« (1891), in: ders., *Œuvres complètes* (Anm. 4), S. 866–872, S. 869. »Einen Gegenstand zu benennen, heißt drei Viertel der Lust am Gedicht zu zerstören, die darin besteht, die Dinge nach und nach zu erraten: den Gegenstand zu suggerieren, das ist der Traum.« Übers. G.K.

<sup>66</sup> Mallarmé, »Toute l'âme résumée...« (1895), in: ders., *Œuvres complètes* (Anm. 4), S. 73. Die trotz aller Meisterschaft nicht hinreichende deutsche Übersetzung von Carl Fischer

Die eigentliche (für die Metaphysik der Onomastik folgenreiche) Wendung der Poetik Mallarmés vollzieht sich jedoch erst im Gedicht »Un coup de dés jamais n'abolira le hasard« (Ein Würfelwurf niemals je auslösen wird den Zufall), das der Dichter 1897 ein Jahr vor seinem Tod geschrieben hat. Die über Jahrzehnte verfeinerten Techniken der Arbeit mit dem Material der Sprache, des ›Hineinbohrens‹ und ›Aushöhlens‹ der Verse – en *creusant* le vers –,<sup>67</sup> finden hier ihren Kulminationspunkt in einer auf Hegel ebenso wie auf Nietzsche zurückgehenden Umkehrung der philosophischen Auffassung seiner poetischen Praxis.<sup>68</sup> Mallarmé kommt zu der Überzeugung, daß angesichts des ›leeren Himmels‹ das Nichts (*le Néant*) der Ausgangspunkt des Schönen und Idealen sein müsse und daß das Ideal der Poesie somit nicht darauf beruhen könne, daß die Worte die Dinge imitieren oder repräsentieren, sondern vielmehr darauf, daß sie sie zerstören bzw. aufheben (*abolir*). Der Fluchtpunkt der literarischen Erfahrung Mallarmés besteht, wie Maurice Blanchot schreibt, in »einer Erfüllung der Sprache, die mit ihrem eigenen Verschwinden zusammenfällt«. <sup>69</sup> Dies ist der besondere Einsatz des *Coup de dés*, der eine – durch den intertextuellen Verweis auf das Gedicht »A la nue accablante tu...« erkennbare – philosophische Reflexion über die Zufälligkeit der Existenz enthält, die am Ende jedoch als eine reine »Konstellation« von bloßen Schriftzeichen konzipiert wird, welche durch ihre internen Verweise die räumliche Verfaßtheit des leeren Schrifthintergrundes hervorheben, jener famosen weißen Buchseite, die das Emblem für die Vorstellung eines Raums des Schweigens ist.

In der philosophischen Interpretation des 20. Jahrhunderts ist deutlich geworden, daß diese letzte Wendung der Ästhetik Mallarmés keinem bloß formalen poetischen Experiment entspricht (das von E. E. Cum-

---

lautet: »streife ab und immer wieder / was zu sehr als Stoff sich zeigt / daß nicht überlaute Klänge / stören schwebende Gesänge.« Mallarmé, »Ganzer Seele reines Schwingen...«, in: ders., *Sämtliche Dichtungen* (Anm. 4), S. 115.

<sup>67</sup> »En creusant le vers à ce point, j'ai rencontré deux abîmes. L'un est le Néant [...] l'autre celui de ma poitrine«. Mallarmé, Brief an Henri Cazalis, April 1866, in: ders., *Correspondance*, 11 Bde., hg. von Henri Mondor, Jean-Pierre Richard und Lloyd J. Austin, Paris: Gallimard 1959–1985, Bd. 1, S. 207. »Indem ich so an meinem Vers feilte, in ihn hineinbohrte und ihn aushöhlte, stieß ich auf zwei Abgründe: Der eine ist das Nichts [...], der andere meine Brust.« Übers. G. K.

<sup>68</sup> Lloyd J. Austin, »Mallarmé et le rêve du ›Livre‹«, in: *Mercure de France* 317 (1. 1. 1953), S. 81–108. Zu Nietzsches eigener Theorie der Namen, durch deren Vertauschungen die Lüge in die Welt gekommen ist (»Über Lüge und Wahrheit im außermoralischen Sinn«), vgl. Jacques Derrida und Friedrich A. Kittler, *Nietzsche – Politik des Eigennamens: Wie man abschafft, wovon man spricht*, Berlin: Merve 2000.

<sup>69</sup> »Le point central de l'expérience littéraire de Mallarmé est celui où l'accomplissement du langage coïncide avec sa disparition.« Blanchot, »L'expérience de Mallarmé«, in: ders., *L'espace littéraire*, Paris: Gallimard 1955, S. 37–52, hier S. 46; Übers. G. K.

mings über Francis Ponge und Arno Schmidt bis zur Gruppe *Oulipo* viele Nachahmer gefunden hat), sondern den Entwurf einer negativen oder »subtraktiven« Ontologie darstellt,<sup>70</sup> in der die leere Seite als absolute Grenze des Raumes und als Kosmos potentieller Bedeutungen fungiert, welchem die einzelnen Buchstaben (*caractères*) in ihrer Kombination zu Worten und Sätzen den eigenen Sinn dadurch abtrotzen müssen, daß sie sich im Bezeichnungsakt selbst aufheben. Im poetischen Akt Mallarmés kommt das Zeichen zum Sein, indem es seine Bedeutung auslöscht. Die Konsequenz dieser negativen Ontologie ist eine radikale Form des »Kratylismus«,<sup>71</sup> in dem die Wahrheit dadurch »zufällig« zum Ausdruck kommt, daß jedes sprachliche Zeichen wie ein singulärer Term ohne jegliche Prädikation funktioniert. Schon die Buchstaben rufen ihr Sein bei einem (unerreichbaren) Namen. Die uneinholbare Verbindung zwischen den Zeichen und ihrer Referenz wird *ex negativo* eingeholt, indem an die Stelle der ›Bezeichnung‹, noch vor der Entfaltung der Bedeutungen (deren Beschreibungen zu logisch falschen Aussagen führen), ein reiner Akt der Sprache (als *intention poétique*) gesetzt wird, der den ursprünglichen Akt der Benennung als ›Auslöschung‹ eines je eigenen Mangels an Bezeichnung »in der Leere der Bedeutung« (*en le vide de signification*)<sup>72</sup> begreift. Die Struktur der Sprache entspricht »in ihrer Durchsichtigkeit den primitiven Blitzen der Logik«. Ihre Magie wird dagegen – als *creatio ex nihilo* – im Akt der Poesie bewahrt, der es obliegt, »die Wolke zu spannen, die kostbare, die über dem inneren Abgrund jeden Gedankens schwebt«. <sup>73</sup>

\* \* \*

Mallarmés Weise der sprachlichen Verabsolutierung entspricht, mit der Pointe der negativen Dialektik, einer Verteidigung der Behauptung des Kratylos im Sinne des Parmenides. Jedes Zeichen ringt dem Schweigen eine (negative) Bedeutung ab und krallt sich an ihr fest. Damit erhebt Mallarmé zugleich – *avant la lettre* – eine Gemeinsamkeit der späteren kennzeichnungs- und modelltheoretischen Ansätze der analytischen

<sup>70</sup> Gardner Davies, *Mallarmé et le drame solaire. Essai d'exégèse raisonnée*, Paris: José Corti 1959. Zum Begriff der »subtraktiven Ontologie« vgl. das Kapitel »Mallarmé«, in: Alain Badiou, *Das Sein und das Ereignis* (1988), aus dem Französischen übers. von Gernot Kamecke, Berlin: diaphanes 2005, S. 219–226.

<sup>71</sup> Pierre Champion, *Mallarmé. Poésie et philosophie* (Anm. 59), S. 21.

<sup>72</sup> Mallarmé, »Unheimliche Analogie« (Anm. 64), S. 135; ders., »Le démon de l'analogie« (Anm. 64), S. 272.

<sup>73</sup> Mallarmé, »Das Mysterium in der Literatur« (Anm. 48), S. 306. »Tendre le nuage, précieux, flottant sur l'intime gouffre de chaque pensée«. Ders., »Le Mystère dans les lettres« (Anm. 48), S. 384.

Philosophie zum literarischen Paradigma der hier skizzierten Sprachkrise der Moderne: Die metaphysische Frage nach dem Verhältnis zwischen den Zeichen und der Welt ist, wenn überhaupt, durch eine Analyse (bzw. eine Poetik) der Referenz von singulären Termen – und insbesondere von Eigennamen – zu beantworten. Mallarmés zeichentheoretisches Fundament erweist sich dabei letztlich als ein ontologisches: Jeder Buchstabe eines Verses ist – im Modus der Subtraktion – ein Name. Proust hingegen, der dem Ideal des antiken Gesetzgebers vielleicht so nahe gekommen ist wie kein anderer,<sup>74</sup> verteidigt die Behauptung des Kratylos eher im Sinne Heraklits. Bei Proust fließen die Zeichen, Worte und Sätze. Die Unerreichbarkeit ihrer Referenz wandelt sich mit der Zeit. Die berühmten Eigennamen funktionieren dabei (schon seit dem Plan der Ausgabe von 1913) als Verknüpfungspunkte im poetologischen und narratologischen ›System‹ der *Recherche*. Sie bleiben – wie später im analytischen Nachweis der Unvollständigkeit der idealen Sprache – die reinsten und die tragischsten Ereignisse des unmöglichen Verhältnisses zwischen Worten und Individuen. Allein in der Kunst des literarischen Schreibens – »die das Leben genau nachbildet«, da »um die Wahrheiten, zu denen man gelangt ist, immer ein Hauch von Poesie, die Süße eines Geheimnisses schweben«<sup>75</sup> – kommen die Eigennamen in der Form »göttlicher Ideen«<sup>76</sup> zusammen. Aus den Räumen der Wirklichkeit und des Bewußtseins entrückt, empfindet sie das Subjekt, ohne sie denken zu können, durch die Sehnsucht, den Schmerz und vor allem durch die Liebe. Im »Strudel«<sup>77</sup> der unmöglich festzuhaltenden Gegenbewegungen von Worten, Bildern und Dingen sind sie die Auslöser und die Schaltstellen der Geschichten, die das homonyme Gespann aus Erzähler und Autor verfolgt.

<sup>74</sup> »Personne n'est plus proche du Législateur cratylien, fondateur des noms (*demiourgos onomatôn*), que l'écrivain proustien.« Barthes, »Proust et les noms« (Anm. 6), S. 134. »Niemand ist dem Gesetzgeber des Kratylos, dem Begründer der Namen, näher gekommen als Prousts Schriftsteller.« Übers. G. K.

<sup>75</sup> Proust, Die wiedergefundene Zeit, SVZ VII, S. 300. »Et comme l'art recompose exactement la vie, autour des vérités qu'on a atteintes en soi-même flottera toujours une atmosphère de poésie, la douceur d'un mystère.« Ders., *Le temps retrouvé*, ARTP IV, S. 476.

<sup>76</sup> Proust, Die wiedergefundene Zeit, SVZ VII, S. 302; ders., *Le temps retrouvé*, ARTP IV, S. 477.

<sup>77</sup> Platon, Kratylos, 439c (Anm. 51), S. 88.